

# Angekommen

Wir Russlanddeutschen galten in den Neunzigern als kriminelle Säufer, mindestens. Inzwischen sind wir vorbildlich integriert. Wie kam das? Eine Familiengeschichte VON VIKTORIA MORASCH

Viktoria Morasch und ihre Eltern: Im Frühjahr 2016 und mit den Brüdern (unten) im Sommer 1990, noch in Kasachstan



Die ersten zwei Jahre lebte die Autorin mit ihrer Familie in einem bayerischen Wohnheim



Fotos (Auschnitt): Michael Hardlein für DIE ZEIT

W

ir kamen aus der Steppe. Der Wind, der dort wehte, trug Sand. Über den Häusern lag der schwarze Staub der Kohlegruben. Über dem Land lag der Staub des Sowjet-systems, das gerade zerfiel. Wir kamen aus Karaganda in Kasachstan. Dort hatten wir alles verkauft und verschenkt, die Bücher, das Hochzeitskleid meiner Mutter, die Datscha. Es war der Sommer 1990, und wir wollten weg.

Ich war zwei Jahre alt. Mein Vater, meine Mutter, meine beiden großen Brüder und ich stiegen zum ersten Mal in unserem Leben in ein Flugzeug. Von oben sahen wir grüne Ordnung, der Wald drückte sich brav in Rechtecke. Wir landeten in Düsseldorf. Diese Luft. Das war das Erste, was uns auffiel. Wer diese Luft atmet, kann gar nicht unglücklich werden, sagte meine Mutter. Meine Eltern hatten uns Kinder aus dem Sand der Steppe gehoben und wollten uns hier wieder einpflanzen. Und auch sich selbst, so gut das eben ging.

Heute, 25 Jahre später, werden wir als Teil einer gelungenen Integration gesehen, als Erfolgsgeschichte. Etwa drei Millionen Aussiedler kamen zwischen 1987 und 2005 aus der ehemaligen Sowjetunion und Osteuropa. Heute sagen die Statistiken: Wir Russlanddeutschen sind nicht häufiger arbeitslos als die anderen Deutschen und auch nicht viel öfter kriminell. Der größte Schlagerstar des Landes ist eine mit altertümlichem Namen, wie nur wir sie haben oder Kinder vom Prenzlauer Berg: Helene. Manchmal singt sie ein russisches Medley und tanzt den Kosakentanz.

Woran liegt es, dass alles so gut lief?, frage ich mich jetzt manchmal. Jetzt, wo wieder Millionen kommen.

Anders als die sind wir nicht gegangen, weil wir es schlecht hatten. Meine Eltern hatten Arbeit und eine schöne Wohnung. Wir sind gegangen, weil wir Deutsche sind, Russlanddeutsche, keine Russen. Meine Großeltern wurden nach Zentral-

asien verschleppt, nachdem das deutsche Reich die Sowjetunion 1941 angegriffen hatte. Sie mussten in Lagern arbeiten, wurden als Feinde gesehen, als Faschisten. Auch später durften Russlanddeutsche kein Deutsch sprechen, schafften es wegen einer Quotenregelung kaum in die Hochschulen, ihre Religion war verboten.

Unsere Ausreise im Sommer 1990 lief offiziell unter dem schönen Wort »Heimkehr«. Die CDU und vor allem Helmut Kohl hatten sich für uns starkgemacht, was seiner Partei Millionen dankbarer Wähler brachte. Gorbatschow ließ uns irgendwann gehen. Heimkehren.

Meine Großeltern sprachen fließend Deutsch, einen altertümlichen Dialekt, aber immerhin. Meine Eltern verstanden vieles, konnten sich aber nicht ausdrücken. Meine Brüder und ich sprachen nur Russisch.

Wann ist man in einem anderen Land angekommen? Wenn man arbeiten und wählen geht? Ein Haus gebaut hat? Wenn man jedem Substantiv den korrekten Artikel zuweist?

Russlanddeutsche sagen zu solchen Fragen in der Regel nicht viel mehr als: »Keine Probleme, Gott sei Dank.« Vielleicht fällt es schwer, eine Antwort zu finden, weil das Ankommen dauert und man nicht merkt, wie es passiert, obwohl es doch so anstrengend ist. Vielleicht fällt es auch schwer, weil man dann spürt, wie fremd man geblieben ist.

Ich beginne bei meinen Eltern. Ich rufe noch öfter an als sonst, dann fahre ich zu ihnen in ihren kleinen bayerischen Ort in der Nähe von Augsburg und kündige an, für unbegrenzte Zeit zu bleiben.

Warum hat das bei euch geklappt?

»Unser einziges Problem war die Sprache«, antwortet meine Mutter. Lass gut sein, Kind, so klingt das. Ich hole die alten Fotoalben. Wir setzen uns ins Wohnzimmer, die Folie knistert beim Umlättern. So schnell gebe ich nicht auf.

Irgendwann stehe ich dann mit meiner Mutter im Hauseingang des Wohnheims, in dem wir die ersten zwei Jahre gelebt haben. Wir teilten uns ein Zimmer in einer Dreizimmerwohnung, in den beiden anderen Räumen lebten andere Familien. Ich will sehen, wer heute hier wohnt und ob ich Erinnerungen an diesen Ort habe. Deshalb habe ich meine Mutter auf einem Spaziergang unauffällig hergelotzt.

Die meisten nannten uns anfangs einfach Russen. »Russe«, dieses Wort wurde nicht gesprochen, sondern gespuckt. Viele glaubten zu wissen: Uns werde alles bezahlt, Häuser, Autos, Urlaube. 50 000 Mark pro Person. Es war auch damals eine Zeit, in der Asylbewerberheime brannten. In unserem Wohnheim sahen meine Eltern die Bilder aus Hoyerswerda und Rostock-Lichtenhagen im Fernsehen. Die brennenden Heime unterbrachen Sendungen wie *TuttiFrutti* oder *Liebesgrüße aus der Lederhose*. Meine Eltern hatten Angst, sie fragten sich bei dem Fernsehprogramm aber auch, ob die Deutschen nicht vollkommen bekloppt waren.

Über Russlanddeutsche gab es vor allem Negatives zu lesen: *Andere Werte, andere Denkweisen* (FAZ), *Das Kreuz mit den Aussiedlern* (Spiegel), *Viele Aussiedler halten Gewalt für normal* (Frankfurter Rundschau), *Die Brutalowelle rollt!* (Focus).

Die Russlanddeutschen stellten damals fest: Wir können noch so oft beteuern, dass wir deutsch sind, wir sind nicht willkommen. Also taten sie, was sie am besten konnten: nicht auffallen. Das hatten sie in der Sowjetunion ja geübt.

Meine Eltern haben sich lange gewünscht, diesen verdammten russischen Akzent zu verlieren. Weil das erste Wort immer gleich die Frage nach sich zieht: Wo kommen Sie her? Uns Kindern fiel das leichter. Nur die ersten zwei Jahre fühlten sich meine Brüder Alex und Juri wie Exoten in der Klasse, weil sie kein Wort verstanden und Klamotten von der Caritas trugen. Für das Foto bei der Einschulung drückte man ihnen die Schultüten anderer Kinder in die Hände. In ih-

ren Pullis sahen sie trotzdem aus, als trügen sie Pyjamas. Anfangs kämpften sie gegen ihre Auffälligkeit, indem sie die Klassenkameraden, die sie gehänselt hatten, verprügelten. Wenn meine Brüder sich mit türkischen Kindern schlugen, schritten die Lehrer übrigens nicht ein. »Die landen doch eh alle auf dem Bau«, sagte einer mal. Das mit der Gewalt legte sich dann, spätestens auf dem Gymnasium.

Alex, Juri, wann hattet ihr das Gefühl, angekommen zu sein?

Alex sagt: Ich bin angekommen, als ich keine Angst mehr vor den Montagen hatte. Montags setzte sich die Klasse in einen Kreis, und die Lehrerin fragte: Na, was habt ihr am Wochenende gemacht? Alex hoffte immer, er würde nicht drankommen. Irgendwann verstand er die Antworten der anderen, dann lernte er sie auswendig. Dann, an einem Montag, sagte er, als die Lehrerin ihn fragte: Fahrradfahren. Das stimmte nicht, er hatte gar kein Fahrrad. Aber er war beruhigt und wusste, zur Not sagt er jeden Montag dieses eine Wort: Fahrradfahren.

Juri sagt: Das läuft ja eher schleichend. Vielleicht war es der Moment, als ich in der vierten Klasse immer nach vorne geholt wurde, um Gedichte aufzusagen, weil mein Hochdeutsch das beste war. Ich hatte das aus dem Fernsehen. Die anderen Kinder konnten ja nur Schwäbisch.

Anfangs wurden die Russlanddeutschen großzügig gefördert, die Sprachkurse dauerten bis zu zwei Jahre. Später, als in den Zeitungen bereits von einer Invasion die Rede war, wurde vieles gekürzt. Und erst dann stieg vielerorts die Kriminalität.

Ich kam zu einer Tagesmutter, die ich nicht verstand. Meine Mutter hatte sie organisiert, indem sie einfach an der Tür des Bürgermeisters klingelte. Sie stand in seinem Wohnzimmer und sagte: Ich bin neu hier, muss in den Sprachkurs. Gibt es jemanden, der auf mein Kind aufpassen kann? Meine Mutter ist ziemlich schüchtern und bittet eigentlich nie um Hilfe. Ich kann mir heute kaum vorstellen, wie sie in diesem Wohnzimmer gestanden haben soll, und ich lerne, dass es auch damals Menschen gab, die halfen. Natürlich gab es sie.

Ich frage mich, ob es diese Entschlossenheit ist, die man braucht, um in der Fremde anzukommen. Und ob diese Entschlossenheit größer ist, wenn man weiß, dass man bleiben wird. Weil man nicht geflohen, sondern heimgekehrt ist.

Meine Mutter redet viel über das Deutschsein, über ein Nationalgefühl, das ich kaum nachvollziehen kann. Nur ganz selten habe ich so was gespürt, und wenn, dann nur im Ausland. »Wir sind Deutsche, deswegen lief es gut.« Das ist für die meisten Russlanddeutschen die Antwort auf meine Fragen. Um zu erklären, woher sie ihre Kraft nahm, sagt meine Mutter Dinge, die vielleicht jede gute Mutter dieser Welt sagen würde: »Ich dachte, je mehr ich mich anpasse, desto weniger müsst ihr euch schämen, desto schneller fühlt ihr euch zu Hause.« Und wenn ich ganz hartnäckig bin, sagt sie auch mal was über sich selbst: »Ich wusste, ich habe nur dieses eine Leben, und ich wollte nicht den Rest davon mit Einleben verbringen.«

Wenn mich meine Mutter nachmittags bei meiner Tagesmutter abholte, weinte ich und klagte, dass die Frau mich den ganzen Tag schimpft. »Die spricht einfach nur Deutsch mit dir«, versuchte meine Mutter mich zu beruhigen.

Wie früher gehe ich mit ihr auf den Feldwegen hinterm Haus spazieren, und langsam erwachen meine Erinnerungen. Mir fällt auf, wie ernst ich das mit dem Nichtauffallen nahm, schon mit sieben Jahren. Als meine Lehrerin fragte, wer von uns aus einem anderen Land komme, meldete ich mich nicht. Und ich versuchte zu verhindern, dass Freundinnen mich besuchten. Sie sollten nicht sehen, was bei uns los war: Da aß man Borschtsch, nach jedem Essen trank man Tee, und mein Vater sagte immer noch »der Sofa«.